TANJA KOKOSKA

WAS HABEN SIE FÜR EINEN WUNSCH?

ROMAN

dtv

Von Tanja Kokoska ist bei dtv außerdem lieferbar:
Guten Morgen, schönes Wetter heute. Roman

Überarbeitete Neuausgabe
Die Erstausgabe erschien 2018 unter dem Titel
›Juli verteilt das Glück und findet die Liebe‹ im Heyne Verlag.
© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produktsicherheit@dtv.de
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen,
z. B. zum Training generativer künstlicher Intelligenz (KI).
Darüber hinaus macht der Verlag von seinem Recht auf
Vorbehalt nach Artikel 4 (3) der DSM-Richtlinie (EU) 2019/790
Gebrauch und schließt diese Publikation ausdrücklich von
einer Nutzung für Text- und Data-Mining aus.
Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München
Umschlagillustration: © QMeleon, Composing
unter Verwendung von KI-Elementen (Midjourney)
Gesetzt aus der Sabon
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28609-1

Für meinen Mann.
Für immer.

Ich sehe einen Spielplatz. Schaukel, Wippe und Rutsche sind von Schnee bedeckt, wie Möbelstücke in einem verlassenen Haus, die unter Laken schlafen. Auf einer Wiese stehen Bäume, schwarze Scherenschnitte, an denen im Sommer Kirschen wachsen. Ich sehe zwei derbe Stiefel, und wenn ich mich umdrehe, kann ich ihre einsame Spur im Schnee zurückverfolgen. Zwei Hände halten meine Beine. Vaters Hände. Mein kleiner Körper thront auf seinen Schultern, er wippt im Rhythmus seiner Schritte. Der grau gemusterte Stoff seines Mantels ist kratzig, so wie die Puppe aus Filz, genäht von der Großmutter. Ich mag die Puppe nicht.

Mein Vater läuft über die Wiese auf einen Baum zu, der etwas abseits von den anderen steht. Kurz davor hält er an, greift mich unter den Armen und hebt mich hoch, fast bis in den Himmel. Er atmet in die Kälte. Über uns scheint blass der Sonnenball. Vater lächelt. Ich merke, dass ihn das Kraft kostet.

Plötzlich holt er Schwung und wirft mich hoch, höher

noch, als der Kirschbaum ist. Ich spüre den Wind. Die Gestalt meines Vaters wird kleiner, ich entferne mich von ihm. Dann ist es, als schwebte ich in der Luft. Ein kurzer Augenblick, in dem alles stillsteht, wie in einer Welt aus Gelee.

Ich sehe Vaters Hände, die sich nach mir ausstrecken, um mich aufzufangen. Sein Gesicht ist verzerrt wie von einem Schmerz. Er spricht zu mir, es klingt wie unter Wasser, ich kann nicht verstehen, was er sagt. Noch im Fallen höre ich einen Schrei. Ich begreife, dass es mein eigener ist. Dann spüre ich eine Erschütterung, vom Schnee gedämpft. Mein Vater beugt sich über mich. Ich verstumme.

KAPITEL 1

VON KLEINEN HASEN UND GROSSEN SCHRÄNKEN

Wenn man bei Bäcker Thiel rechts abbog und an der nächsten Ecke links, konnte man den Laden schon von Weitem sehen. Besonders an Tagen wie diesem, wenn wintergraue Wolken über der Stadt hingen, schien er in allen Farben zu leuchten. »Blumen Mahlo« hieß er, und es hatte ihn bereits gegeben, als die *Titanic* einen Eisberg im Nordatlantik rammte. Die Frauen der Familie führten das Geschäft und hielten das Haus instand, eine Generation nach der anderen, und als es in Trümmern lag, bauten sie es wieder auf. Die Männer blieben im Krieg, auch nachdem er vorbei war.

Im Sommer umrankten Kletterrosen die Ladentür, im Winter hing darin ein Kranz aus Birkenreisig und Mistelzweigen. Im Schaufenster standen lose und gebundene Sträuße in Vasen, schlank und hoch oder gedrungen und bauchig, und manche der Vasen standen wiederum auf kleinen dreibeinigen Hockern, damit man sie besser sehen konnte. Alles zusammen ergab ein buntes, duftendes Ensemble, als hätte man die Blumen für ein Gruppen-

foto arrangiert. Die langstieligen nach hinten, die kurzen nach vorn.

Wer hereinkam, dem schien es, als beträte er eine andere Welt, und es war kaum möglich, dabei nicht zu lächeln. In dieser Welt von Juli Mahlo. Es wirkte, als wollte die junge Frau mit dem blumigen Hintergrund verschmelzen. An diesem Tag trug sie ein blaues Kleid mit gelben Punkten, dazu rote Stiefel und eine grüne Weste. Sie führte das Geschäft seit einigen Wochen allein, und sie tat das auf ihre Weise, ohne viele Worte. Sie war schon als Kind still gewesen, und sie hatte keine Ahnung, wie man mit dem Stillsein aufhörte.

»Lasst Blumen sprechen«, riet ein geschwungener Schriftzug über der Theke, und daran hielt Juli sich. Vergissmeinnicht, Männertreu, Tränendes Herz, Stiefmütterchen. Damit war doch alles gesagt.

Ihre Mutter hatte Juli an einem Freitag im Februar zur Welt gebracht. Es war so eisig gewesen an diesem Tag, dass weiße Blüten an den Fensterscheiben rankten, draußen und auch drinnen. Die Eltern gaben ihrem einzigen Kind die schönsten und wärmsten Namen, die ihnen einfielen. In Julis Ausweis stand: Juliane Rosemarie Iris Mahlo. Wäre sie ein Junge geworden, hätte sie Julius August Florian geheißen.

Sie wirkte jünger, als sie war, was nicht nur an ihrem Äußeren lag – ein bisschen zu klein, zu zart, zu blass. Ihre braunen Haare band sie zu einem kurzen Zopf. Und wer sehr genau hinschaute, bemerkte in ihrem Blick den feinen Schatten, von dem Juli nicht wusste, woher er kam.

Er war einfach da, so wie sie selbst, er gehörte zu ihr wie der kreisrunde Leberfleck über der Lippe, der aussah wie hingemalt.

Ihr Vater hatte sie einst bei einem Spaziergang versehentlich fallen gelassen. Es sei nichts weiter geschehen, hatte ihr die Mutter erzählt, nur eine Wunde am Kopf, die schnell verheilt sei. Vielleicht aber war Juli damals auch ein bisschen aus der Zeit gefallen.

In diesem Moment stand sie im Bindezimmer, dem dunklen Raum im hinteren Teil des Ladens. Dort war es kalt, auch wenn Sonnenlicht durch die geöffnete Tür hereinfiel. Im Winter roch es nach Tanne, im Sommer nach Schwertlilien und Baccara-Rosen. An den beiden großen Tischen hatten schon Julis Mutter und Großmutter unzählige Sträuße und Kränze gebunden und Gestecke gestaltet, Musterbeispiele an Ordnungsliebe und Akkuratesse. Jeder einzelne Stängel hatte sich kerzengerade in die Höhe gereckt. Julis Sträuße hingegen wirkten, als hätte sie sie auf einer wild blühenden Wiese oder bei einem Spaziergang im Wald zusammengepflückt. Es waren ungestüme Kunstwerke, in denen auch Rosmarin, Weizenhalme oder Johannisbeerzweige zu finden waren.

In diesem Bindezimmer hatte Juli schon in ihrem Kinderwagen gesessen, gewärmt von Mütze und Schal, und zugeschaut, wie die beiden Frauen Blumenstiele auf eine Länge zurechtschnitten. Es hatte ein scharfes Geräusch gegeben, wenn die Klingen der Scheren durch die Stiele fuhren. Später hatte Juli mit einem großen Besen aus Reisstroh den Boden fegen und an der Kurbel der antiken

Registrierkasse drehen dürfen, die auf der Theke stand. Nach und nach hatten Mutter und Großmutter ihr alles beigebracht, was es zu wissen galt, wenn man ein Blumengeschäft führte. Pflanzenkunde, Preiskalkulation, Warenwirtschaft. Alles gemäß dem Grundsatz: »Keine Experimente.« Ihre Großmutter hatte verfügt: »Zierkohl gehört ins Beet, nicht in einen Blumenladen.« Ihre Mutter hatte gesagt: »Orchideen sind viel zu teuer und gehen ein wie Primeln.« Und beide hatten entschieden: »Eine Rose ist eine Rose, kein Liebessymbol.«

Eine Zeit lang hatten sie zu dritt gearbeitet, eingehüllt in das geschäftige Schweigen, das entsteht, sobald die Hände von allein wissen, was sie zu tun haben. Nach dem Tod der Großmutter waren sie zu zweit im Laden gewesen, bis auch Julis Mutter gestorben war, vor genau zwölf Wochen, als die Herbst-Astern in voller Blüte standen. Juli hatte ein Schild in die Ladentür gehängt, »Wegen Trauerfall geschlossen«, und nach drei Wochen wieder entfernt. Es musste weitergehen, so wie es immer weitergegangen war. Wie sie den Laden allein zu führen hatte, wusste sie längst. Und im Stillen gestand sie sich ein, dass es ihr gefiel.

Von ihrem Vater kannte Juli nur eine gerahmte Schwarz-Weiß-Fotografie, die im Wohnzimmer an der Wand hing. Seine kurzen Haare glänzten wie schwarze Schuhcreme, sein Blick war ernst und schien ihr auszuweichen, aus welchem Winkel auch immer sie ihn einzufangen versuchte.

Als er starb, war Juli ein Kleinkind, zu jung für weitreichende Erinnerungen. Ihr blieb das Gefühl, verlassen wor-

den zu sein, ohne den Grund dafür zu kennen. Ihre Mutter sprach nicht von ihm und wenn, dann schienen die Worte so schwer zu wiegen, dass sie nur wenige davon stemmen konnte. »Die Toten soll man ruhen lassen«, sagte sie. Je älter Juli wurde, desto deutlicher spürte sie, dass diese Ruhe trügerisch war. Sie fraß sich überall hinein, sogar in den Raum, der zwischen ihnen war, in die Berührungen und Gesten, sie ließ das Kauen, das Rücken der Stühle, das Geräusch beim Gutenachtkuss überlaut erscheinen.

Es war bereits kurz vor Ladenschluss, als das Glockenspiel über der Tür ging. Juli zog die Arbeitshandschuhe aus, strich ihr Kleid glatt und verließ das Bindezimmer. Eine ältere Frau in einem grauen Mantel hatte das Geschäft betreten.

»Guten Tag, Frau Giesbrecht. Was haben Sie für einen Wunsch?« So sagte sie das. Nicht: »Was darf es sein?« Oder: »Was kann ich für Sie tun?« Dass es Blumen sein durften, die Juli zu einem Strauß arrangieren würde, stand ja außer Frage. Frau Giesbrecht allerdings wusste nie, was sie wünschte. Auch heute blickte sie sich um, als wäre sie zum ersten Mal hier. Dabei kam sie jede Woche. Sie schritt die Vasen ab, aus denen die Blumen ragten, und es sah so aus, als überwachte sie eine Schulklasse beim Diktat, was kein Wunder war, denn Frau Giesbrecht war Lehrerin und ihr Ruf nicht der beste. Sie lief die Vasenreihe entlang nach rechts, wieder nach links, verschränkte die Hände auf dem Rücken, ab und zu blieb sie stehen und senkte den Kopf, um eine Blume näher zu betrachten, und bei alldem

sprach sie kein Wort. Nur das Klackern ihrer Absätze auf den Steinfliesen war zu hören und dass Frau Giesbrecht manchmal schnaubte, als wäre ihr etwas Blütenstaub in die Nase geraten.

Die meisten Menschen hätten Frau Giesbrechts Sprachlosigkeit wohl nicht gut ausgehalten. Sie hätten eine Frage gestellt, nur damit es nicht so still war. Zum Beispiel hätte Juli sich erkundigen können, für wen die Blumen bestimmt seien. Allerdings wusste sie, dass Frau Giesbrecht immer einen Strauß für sich selbst kaufte. Sie hätte anmerken können: »Die Anemonen sind heute ganz frisch.« Oder: »Ranunkeln passen zu jeder Gelegenheit.« Aber Frau Giesbrecht bekam schnell das Gefühl, man wolle ihr Vorschriften machen, und dann ließ sie sich erst recht Zeit. Deshalb wartete Juli geduldig, bis Frau Giesbrecht zu einer Entscheidung gelangte, und dass sie dabei schwiegen, brachte Juli nicht aus der Fassung.

Außerdem hatte sie nun Gelegenheit zu überlegen, wovor Frau Giesbrecht sich wohl fürchten mochte. Das tat Juli bei jeder Kundin und bei jedem Kunden, und es war gar nicht so einfach, wenn man jemandem dabei nicht in die Augen sehen konnte. Juli malte sich aus, ob der Mensch, der da in ihrem Laden stand, Angst vor Gewitter hatte oder vor Kreide, die über eine Wandtafel quietschte. Vor Schlangen, Spritzen oder schwarzen Katzen.

Frau Giesbrecht war ein besonders kniffliger Fall. Eigentlich machte sie nicht den Eindruck, als würde sie sich überhaupt vor irgendetwas fürchten, im Gegenteil, sie war selbst furchterregend mit ihrem strengen Blick und

dem streng frisierten Haar. Sogar das Klackern ihrer Absätze klang irgendwie streng.

Juli sammelte seit vielen Jahren alle möglichen Ängste und notierte sie in einem unbenutzten Buchführungsheft, dessen Umschlag sie mit kleinen Hasen bemalt hatte. Hasen und Ängste, fand sie, passten gut zusammen. Wann immer ihr eine Angst begegnete, schrieb Juli sie auf. »Ein Mann steigt zitternd die Leiter an einem Apfelbaum hinauf.« – »Eine Frau sieht aus einem Abflussschacht den Schwanz einer Ratte ragen und kann nicht daran vorbeigehen.« Zu manchen Ängsten entdeckte sie in ihrem alten, fünfundzwanzigbändigen Lexikon den passenden Fachbegriff: Angst vor dem Unbekannten (Neophobie), Angst in geschlossenen Räumen (Klaustrophobie), Angst vor Spinnen (Arachnophobie). Manchmal gab es keinen besonderen Begriff, dann schrieb sie einfach: »Angst, einem Schokoladennikolaus den Kopf abzubeißen«. Oder: »Angst, beim Knopfannähen eine Nadel auf den Teppich fallen zu lassen und nicht wiederzufinden«.

Das, wovor Juli sich am meisten fürchtete, war ihr selbst ein Rätsel – der Schrank im Flur ihrer Wohnung. Er war ein Familienerbstück, aus dunklem Holz gezimmert, etwa drei Meter hoch und so breit, dass er fast die ganze Wand ausfüllte. Wenn Juli zu ihm aufschaute, hatte sie das Gefühl, es gingen mächtige Kräfte von ihm aus und er könnte sie in einen tiefen Schlund hineinziehen. Deshalb hatte sie nie gewagt, ihn zu öffnen, zumal sie nicht einmal einen Schlüssel besaß. Den Schrank fortbringen zu lassen, traute sie sich ebenso wenig, denn dies würde,

glaubte Juli, an der Macht, die er über sie hatte, nichts ändern.

Sie hatte versucht, ihre Angst vor etwas so Harmlosem wie einem Schrank zu verstehen, denn das war wohl der erste Schritt hin zu deren Überwindung. Es war ihr nicht gelungen, im Gegenteil, die Angst wurde größer, je älter Juli wurde, und sie konnte nichts dagegen tun, außer sich so klein wie möglich zu machen, wenn sie an dem Schrank vorbeimusste. Vermeidungsverhalten sei, stand in ihrem Lexikon, charakteristisch bei einer Phobie – der »unangemessen starken, irrationalen Angst vor bestimmten Objekten, Situationen oder Lebewesen, die objektiv gesehen keine echte Gefahr darstellen«. An ein auslösendes Erlebnis hatte Juli keine Erinnerung. Ihre Mutter hatte dazu nur gesagt, Juli habe zu viel Fantasie.

Eines Tages hatte sie dann durch das Schaufenster einen Mann beobachtet, der es vermied, auf die Spalten zwischen den Pflastersteinen zu treten. Der Mann war dabei verblüffend schnell vorangekommen. Juli hatte an diesem Tag erstmals das Heft mit den kleinen Hasen aufgeschlagen und oben auf der ersten Seite notiert: »Angst vor einem Schrank«. Und in die nächste Zeile: »Angst, in die Fugen zu geraten«. Zumindest war sie nun nicht mehr der einzige Mensch auf der Welt, den eine sonderbare Angst umtrieb. Wo sie doch sonst mit vielem allein war.

Frau Giesbrecht räusperte sich. Sie war vor den Christrosen stehen geblieben und wandte sich nun zu Juli um. Dann wanderte ihr Blick wieder suchend umher. Und plötzlich wusste Juli es: Frau Giesbrecht fürchtete sich

davor, die falsche Wahl zu treffen. Vermutlich war ihr das schon mehrmals im Leben passiert. Etwa bei ihrer beruflichen Tätigkeit. Bei der Bestimmung eines Urlaubsziels. Oder bei Männern. Das war ein Thema für sich. Mit Männern kannte Juli sich nicht allzu gut aus. Aber mit Blumen.

»Wissen Sie was, Frau Giesbrecht? Ich mache Ihnen einen Strauß mit allem. Eine Christrose, eine Anemone, eine Ranunkel und so weiter.«

Frau Giesbrecht nickte zögernd. »Ich glaube, das finde ich gut.«

Zwölf Minuten später verließ sie den Laden mit einem so üppigen kunterbunten Gebinde, dass jeder Mensch, der ihr entgegenkam, sich unwillkürlich nach ihr umdrehte. Nicht nur nach ihrem Strauß, sondern auch nach Frau Giesbrechts Lächeln. Und das hatte sie schon sehr lange nicht mehr erlebt.

KAPITEL 2

VON ROTEN HAAREN UND WEISSEN STERNEN

Juli drehte das »Geöffnet«-Schild in der Tür um, schloss ab und ließ den Blick durch ihren Laden schweifen. Sie mochte diesen Moment, den Übergang von der Geschäftigkeit in die Stille des Abends. Als würde sie die Blumen zu Bett bringen. Sie strich über die Kelche, die sich bald schließen würden, um sich am nächsten Morgen wieder zu öffnen. Der Lauf der Dinge.

Bevor sie das Licht löschte und ein Stockwerk höher in ihre Wohnung ging, sah Juli im Auftragsbuch nach, ob am nächsten Tag etwas anstand. Eine Routine, die sie sich angeeignet hatte und die ihr zunehmend überflüssig erschien, denn die Seiten blieben meist leer, jeder Tag ein unbeschriebenes Blatt.

Nur morgen war es anders.

»Hans Habakuk«, stand da in der winzigen, wie geduckt wirkenden Schrift, die Juli so vertraut war. »Weihnachtsstern, schneeweiß, nicht zu klein.« Er sollte am Nachmittag in die Böttcherstraße geliefert werden. Das war nicht gerade um die Ecke.

Juli schluckte. Ihre Mutter musste das geschrieben haben, als es ihr noch besser gegangen war. Sie hatte sich um die Lieferaufträge gekümmert, viele waren es ohnehin nie gewesen. Schließlich hatte ihre Mutter einsehen müssen, dass ihre Kraft nicht mehr reichte, um im Laden zu stehen oder auch nur hinter der Theke zu sitzen und Buch zu führen, trotz aller Disziplin, die ihr eigen war. Sie war stets zeitig zu Bett gegangen, hatte nie geraucht und niemals einen Schwips gehabt. Und wenn es etwas Süßes gab, Mon Chéri etwa, mein Lieber, dann aß sie nicht mehr als zwei Pralinen.

Als es dem Ende zuging, hatte sie auch tagsüber in dem Doppelbett gelegen, in dem sie schon so viele Jahre allein schlief, und es schien, als lösten ihre Konturen sich auf und sie würde eins mit den weißen Kissen. Sieben Monate lang hatte Juli gekocht, geputzt, Decken aufgeschüttelt und sich um den Laden gekümmert, so gut es eben ging. Und gelächelt hatte sie, denn eine in diesem Haus hatte lächeln müssen. »Mein Sonnenschein« hatte die Mutter sie genannt. Nur wenn Juli sicher gewesen war, dass die Mutter schlief, hatte sie manchmal am Fenster gestanden und erschöpft in die Nacht hinausgeschaut.

An jenem Morgen, an dem ihre Mutter nicht mehr aufgewacht war, hatte Juli ihr wie üblich eine Tasse Tee ans Bett bringen wollen. Sie hatte leise angeklopft, die Tür geöffnet und schon nach dem ersten Schritt in den Raum gespürt, dass die Ruhe, die darin herrschte, an diesem Tag eine andere war. Ihre Mutter hatte auf dem Rücken gelegen, die Augen geschlossen, die Hände auf der Decke

gefaltet. Es sah aus, als hätte sie sich selbst in einen Sarg gebettet. Juli hatte sie angesehen und auf die Trauer gewartet. Auf den Schmerz. Aber er war nicht gekommen, bis heute nicht. Die Stelle, an der sie glaubte, ihn spüren zu müssen, fühlte sich an wie betäubt. Irgendwann, der Tee war längst kalt geworden, hatte Juli sich umgedreht, war zu dem Wählscheibentelefon gegangen und hatte die Zeitansage angerufen. Diese Stimme zu hören, wie sie Momente in Zahlen fasste, bedeutete für Juli mehr, als bloß auf die Uhr zu schauen. »Beim nächsten Ton ist es sieben Uhr, vierundvierzig Minuten und zwanzig Sekunden. Beim nächsten Ton ist es sieben Uhr, vierundvierzig Minuten und vierzig Sekunden.« Solange sie hören konnte, wie die Zeit verging, hatte Juli gedacht, gab es noch etwas, worauf sie sich verlassen konnte.

Sie las die beiden Zeilen noch einmal: »Hans Habakuk. Weihnachtsstern, schneeweiß, nicht zu klein.« Diesen Auftrag auszuführen würde bedeuten, dass sie nach draußen musste, in die Welt jenseits ihrer eigenen. Bei den meisten Dingen, die sie benötigte, war es umgekehrt – sie wurden ihr geliefert. So ging sie nur selten hinaus, zum Einkaufen, zum Großmarkt oder in die Gärtnerei. Und selbst diese ihr vertrauten Orte betrat sie mit dem mulmigen Gefühl, es könnten unvorhersehbare Dinge geschehen, etwa der rätselhafte Verlust ihres Portemonnaies, eines Hosenknopfes oder des Orientierungssinnes. Da ihr bewusst war, dass das Leben gern eigene Wege ging, hielt sie die ihren so kurz wie möglich.

Eines hatte sie allerdings in guter Erinnerung: Als man Blumen noch nicht im Internet bestellen konnte, war Juli manchmal mitgekommen, wenn ihre Mutter einen Auftrag ausführte und die Großmutter im Laden blieb. Sie hatte Gefallen daran gefunden, die Menschen zu überraschen. Denn dann war sie selbst auf der Seite des Unvorhersehbaren gewesen. Sie hatte nicht bloß geklingelt und gesagt: »Guten Tag, ich habe Blumen für Sie.« Sie hatte geklingelt und gesagt: »Guten Tag, ich habe eine Überraschung für Sie.« Und wenn die Tür geöffnet wurde, hatte sie den Strauß schwungvoll hinter ihrem Rücken hervorgeholt. Ihre Mutter hatte zunächst gemeint, das sei zu viel des Guten. Als sie jedoch erkannt hatte, dass sich die Kundschaft darüber freute und ein großzügiges Trinkgeld gab, hatte sie ihre Tochter gewähren lassen.

Juli konnte nun allerdings nicht den Weihnachtsstern in die Böttcherstraße bringen und gleichzeitig im Laden stehen. Sie würde den Auftrag absagen müssen. Das wiederum war nicht gut fürs Geschäft. Man sage nichts ab, hatte ihre Mutter ihr eingeschärft, denn das spreche sich herum. Eine Geschäftsfrau erledige, was zu erledigen sei, ob bei Regen, Fieber oder der Aussicht auf nur geringen Umsatz. Juli sah eine einzige Möglichkeit: Sie musste ins Nachbarhaus zu Frau Jakobi. In den vergangenen Monaten hatte Frau Jakobi manchmal von sich aus gefragt, ob sie etwas tun könne, vermutlich weil sie eine sehr nette Frau war und hinter Julis Lächeln die Erschöpfung wahrgenommen hatte. Ein paarmal hatte Frau Jakobi sich um den Laden gekümmert, als Juli mit ihrer Mutter beim Arzt oder im

Krankenhaus gewesen war, und sie hatte den Verkauf und alles andere routiniert erledigt.

Juli nahm das Auftragsbuch und lief über das Kopfsteinpflaster im Hof, vorbei an den gläsernen Gewächshäusern für Grünpflanzen und Setzlinge. Vor dem Hinterhaus, in dem Frau Jakobi und ihr Mann schon seit vielen Jahren wohnten, zögerte sie. Jetzt zur Weihnachtszeit glitzerten Sterne aus Goldpapier in den Fenstern, und ein Schwibbogen verbreitete warmes Licht. Juli sah ihren Atem in der kalten Abendluft. Hätte sie doch einen Mantel übergezogen. Sie seufzte, gab sich einen Ruck und klingelte.

Der Summer ging, Juli schlüpfte ins Haus, und Frau Jakobi öffnete die Tür im Erdgeschoss.

»Frau Mahlo?!« Es klang wie eine Frage, in der die Verwunderung mitschwang, ihre Nachbarin vor sich stehen zu sehen, und zugleich die Befürchtung, dies könne nur bedeuten, dass etwas Gravierendes geschehen war.

Ihre wilden Locken hatte Frau Jakobi zu einer feuerroten Palme auf dem Kopf zusammengebunden. Eigentlich waren ihre blonden Haare schon ein bisschen grau geworden. Aber sie strich eine grüne Paste darauf, die nach Kuhmist roch. Eine merkwürdige Sache, besonders weil Frau Jakobi sich vor Kühen fürchtete. Das war eine Angst, die auf Julis Liste noch nicht vorkam, im Gegensatz zu der Angst vor Katzen (Ailurophobie), vor Mäusen (Murophobie) und vor Fröschen (Bufonophobie). Mit ihrer Angst vor Clowns allerdings, die Frau Jakobi seit ihrer Kindheit verspürte, war sie bei Weitem nicht allein.

Juli schwieg.

Frau Jakobi gehörte zu den Menschen, die das nicht gut aushielten. »Was kann ich für Sie tun?«, wollte sie wissen. Sie verdiente ihr Geld im Callcenter eines Versicherungsunternehmens, nachdem sie zuvor in einer Boutique, an der Supermarktkasse und in einem Regenschirmgeschäft gearbeitet hatte. Ihr Mann wiederum war in einem Elektrofachmarkt angestellt. Es gab wohl kaum etwas, das die Jakobis nicht verkaufen konnten.

Juli schlug das Auftragsbuch auf, drehte es um, hielt es Frau Jakobi hin und deutete auf den Eintrag.

Frau Jakobi kniff die Augen zusammen. »Das kann man ja kaum lesen. Hans Ha… Haba… Haba…kuk, meine Güte. Weihnachtsstern, schneeweiß, nicht zu klein.« Sie sah auf. »Und?«

»Man müsste ihn liefern«, sagte Juli. »Morgen Nachmittag in die Böttcherstraße.« Sie machte eine unbestimmte Geste in die Richtung, in der sie diese Adresse vermutete. »Sie könnten den Wagen nehmen.« Damit meinte Juli die himmelblaue Kasten-Ente, die einige Jahre vor ihr auf die Welt gekommen war und scheppernd, aber unermüdlich fuhr.

Frau Jakobi lächelte peinlich berührt. »Das geht leider nicht. Ich habe gerade keinen Führerschein. Zu schnell gefahren.«

Das, dachte Juli, wäre mit der Kasten-Ente nicht passiert.

»Ich könnte allerdings im Laden bleiben, während Sie unterwegs sind«, bot Frau Jakobi an. »Ich habe Urlaub.

Zu dieser Zeit schließt sowieso niemand eine Versicherung ab.«

»Ach so.« Juli überlegte. Wie hatte Frau Giesbrecht gesagt? »Ich glaube, das finde ich gut.«

»Gut«, echote Frau Jakobi.

Juli wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um. »Mögen Sie vielleicht Graupensuppe?«

Was für eine Frage. Niemand außer Juli mochte Graupensuppe. Schon als Kind hatte sie am liebsten nur diese Suppe essen wollen, und besonders gern mit Bauchfleisch, aber nur von Metzger Saltzmann. Der hatte sein Geschäft vier Häuser weiter, und Juli erinnerte sich noch genau, wie sie das erste Mal hingegangen war. An der Hand ihrer Mutter war sie die drei Stufen hinaufgestiegen, und schon in der Tür hatte sie die Kälte gespürt, die aus dem Laden drang. Diese Kälte hatte seltsam gerochen, metallisch und roh.

Zu Metzger Saltzmann zu gehen, war noch heute einer der wenigen Gründe für Juli, den Blumenladen oder ihre Wohnung zu verlassen. Sie reihte sich in die Warteschlange ein, schaute auf die Hinterköpfe der vor ihr Stehenden und überlegte, ob die Frau mit der blondierten Turmfrisur, die gerade ein Pfund Kalbsgeschnetzeltes bestellte, niemals ins Varieté ging, weil sie fürchtete, einen Artisten vom Hochseil stürzen zu sehen. Oder ob der kahlköpfige Mann, der eine daumendicke Scheibe Leberkäse verlangte, niemals badete, weil er den Anblick seiner verschrumpelten Fingerkuppen nicht ertrug.

Frau Jakobi konnte Graupensuppe nicht ausstehen. Aber sie war ein höflicher Mensch. »Ich habe schon gegessen.«

Juli nickte.

»Bis morgen.« Frau Jakobi schloss die Tür.

Morgen. In etwa zwanzig Stunden, fünfunddreißig Minuten und zwanzig Sekunden würde Juli in ihrer himmelblauen Kasten-Ente zu Herrn Habakuk fahren. Die Vorstellung machte sie nun doch ein wenig nervös.

Wenn sie aus dem Laden in die Wohnung kam, breitete sich die Stille wie ein unsichtbarer Schleier über ihr aus. Ein feines, undurchdringliches Netz aus ungesagten Worten. Das war schon immer so gewesen. Bis zu ihrem dritten Lebensjahr war Juli kaum anderen Kindern begegnet. Und als sie dann in den Kindergarten gekommen war, hatte sie sich vor den anderen gefürchtet. Die Kinder dort waren laut gewesen, sie hatten Juli angefasst oder umgestoßen und ihr das Spielzeug weggenommen. Am vierten Tag hatte Juli plötzlich zu schreien begonnen und nicht mehr aufgehört. So gellend und durchdringend, dass man es beinahe im Blumenladen hatte hören können, denn der Kindergarten lag nur eine Straße entfernt. Erst als die Mutter gekommen war, um sie abzuholen, war Juli verstummt. So war es eine Woche gegangen, bis ihre Mutter beschlossen hatte, dass Juli nicht mehr dorthin musste. Fortan war sie zu Hause geblieben, und wenn sie nicht im Laden oder im Bindezimmer war, hatte sie am liebsten auf dem Küchenboden gesessen und mit dem gespielt, was sie gerade fand: eine Garnspule, einen Schneebesen oder die Kurbel des Fleischwolfs. Als sie drei Jahre später in die Schule gekommen war, hatte sie nicht mehr geschrien.

Juli nahm den Suppentopf aus dem Kühlschrank, stellte ihn auf den Herd und entzündete die Flamme. Sie goss Tee in einen Becher und rückte ihn auf dem Küchentisch so zurecht, dass er mit der Serviette und dem Silberlöffel, in den viel Suppe passte, ein harmonisches Ensemble bildete. Durchs Fenster schien der Mond. Fünfzig Jahre war es her, dass ihn zum ersten Mal ein Mensch betreten hatte. Er drehte seine Runden, als wäre nichts geschehen.

Eine Stunde später lag Juli im Bett, ein Kissen im Rücken, neben sich eine Schachtel Mon Chéri, die sie im Küchenschrank gefunden hatte. Der Projektor lief, Super 8 aus den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Er funktionierte immer noch. Juli gefiel das ratternde Geräusch. Das etwa ofenblechgroße Gemälde, das sonst an der weißen Wand in ihrem Zimmer hing, hatte sie abgenommen. Es zeigte einen Mann von hinten, sein Haar schimmerte dunkel. Er stand vor einem Spiegel und sah darin seine eigene Rückseite, nicht sein Gesicht. Vielleicht fürchtete er, sich eines Tages von vorn zu sehen.

Im Lichtstrahl des Projektors tanzte feiner Staub. Die Bilder flackerten, es gab keinen Ton. Stumme, körnige Szenen aus vergangener Zeit. Am häufigsten sah man Julis Mutter als junges Mädchen. Auf der Rutsche im Freibad. Blumen pflückend auf einer Wiese. Ihr noch kindliches, ernstes Gesicht in Großaufnahme. Juli sah genau hin und versuchte, die Lippenbewegungen des Mädchens, das ihre Mutter war, zu entschlüsseln. Manches war leicht. »Noch

mal!«, rief sie auf der Schwimmbadrutsche. Und: »Ich will ein Eis!«

Einige Filme hatte Juli an den Abenden, seit ihre Mutter nicht mehr lebte, so oft gesehen, dass sie sie laut und lippensynchron mitsprechen konnte. »Spielen wir Karten? Ich gewinne!«

Kompliziert wurde es, wenn Julis Mutter als Kind sich mit jemandem unterhielt, der nicht zu sehen war. Meistens, vermutete Juli, war es die Großmutter gewesen, die ihre Tochter gefilmt hatte. Der Großvater war zu jener Zeit bereits gestorben, und sonst hatte es, soweit Juli wusste, keine Geschwister oder andere Verwandte gegeben, die das hätten tun können. Dann malte Juli sich aus, wie das Gespräch, von dem sie nur die Hälfte sah, wohl verlaufen war.

Sie stand auf und wechselte den Film. Weihnachten. Mitten im Wohnzimmer, das genauso aussah wie heute, stand ein Baum mit echten Kerzen, darunter lagen Päckchen in Glanzpapier. Diesmal musste Julis Mutter gefilmt haben. Man sah die Großmutter, wie sie die Kerzen anzündete und etwas in die Kamera sagte mit so strengem Blick, dass sich selbst Frau Giesbrecht gefürchtet hätte. Juli spulte den Film zurück, einmal, noch einmal, bis sie sicher war, zu wissen, was gesprochen worden war.

»Sei artig«, hatte ihre Großmutter gesagt, und Juli sprach die Worte gleichzeitig mit ihr. »Sonst gibt es keine Geschenke.«